

# HANSER



Olga Grjasnowa

Der Russe ist einer, der Birken liebt

Roman

ISBN: 978-3-446-23854-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23854-1>

sowie im Buchhandel.

## I.

Ich wartete am Ben-Gurion-Flughafen unter bunten Luftballons, die an der Decke klebten. Ich las die Anzeigetafel, aß ein Sandwich, beobachtete Menschen, die sich ratlos umsahen, Soldaten, russische Großmütter, orthodoxe Juden und arabische Großfamilien. An der Schleuse zur Ankunftshalle war eine Mesusa angebracht, viele der Ankommenden küssten sie, indem sie die Fingerspitzen ihrer rechten Hand an die Mesusa führten und dann zum Mund. In den meisten Gesichtern waren Freude und große Erwartungen zu lesen. Immer wieder liefen zwei Menschen aufeinander zu, umarmten sich, ließen voneinander ab, musterten das Gesicht des anderen, als versuchten sie, die verlorene Zeit wettzumachen. Neben mir fiel ein Ultraorthodoxer im schwarzen Anzug und mit einem breitrempigen Hut auf die Knie und küsste den Boden, eine junge Frau, die einen kleinen Jungen im Arm hielt, wurde von einem älteren Mann abgeholt, der Junge schrie und trat um sich, als dieser ihn berühren wollte. Eine ältere Frau redete energisch auf ihren Enkel ein, in der Flughafenhalle vermischten sich die Sprachmelodien zu einem Klangteppich: Russisch, Hebräisch, Englisch, Italienisch und Arabisch. Über die Lautsprecher mahnte eine tiefe Frauenstimme immer wieder, das Gepäck nicht aus den Augen zu lassen, und fügte hinzu: »It's prohibited to carry weapons in all the terminal halls.« Mein Computer war vor einer Viertelstunde erschossen

worden, und ich wartete nun auf die Bestätigungsformulare, die mich dazu berechtigen würden, einen Antrag auf eine Kompensationszahlung seitens des Staates Israel zu stellen.

Es hatte mit der Passkontrolle angefangen. Ich wurde nach meinen Namen gefragt.

»Maria Kogan.«

»Ausgerechnet Maria.«

Ich zuckte mit den Schultern und sagte: »Der Name hatte meiner Mutter gefallen. Mascha.«

»Was für eine Mascha?«

»Mein Kosename.«

Er machte einen Vermerk in eines seiner Formulare und studierte eingehend mein Arbeitsvisum.

Weshalb ich gekommen sei.

»Um zu trauern.«

Ein weiterer Vermerk.

»Wie lange wollen Sie bleiben?«

»So lange wie möglich.«

»Ist es wirklich Ihr Computer?« Er betrachtete missmutig die Aufkleber mit den arabischen Schriftzeichen auf meiner Tastatur.

»Ja.«

»Sie interessieren sich wohl für unsere Nachbarn? Darf ich mit Ihrem Computer einen kleinen Test machen?«, sagte er grinsend und ging mit meinem Computer fort.

Die Lage war ernst, denn nun musste auch mein Koffer durchsucht werden. Das übernahmen zwei junge Soldaten, die beide nicht älter als zwanzig sein konnten. Sie trugen durchsichtige Plastikhandschuhe und machten Scherze,

um die Situation aufzulockern. Das Mädchen durchwühlte meine Sachen und versuchte respektvoll, nicht genau hinzuschauen, weshalb sie vom glatzköpfigen Soldaten immer wieder harsch angefahren wurde. Er stand breitbeinig daneben, schaute genau auf den Inhalt des Koffers und gab Anweisungen. Jedes Kleidungsstück, jeder Schal, jede Unterhose wurden auseinandergefaltet, sämtliche Dosen aufgeschraubt, selbst meine elektrische Zahnbürste wurde auf Sprengstoff getestet. Dass ich kaum Kleidung, dafür viele Wörterbücher dabei hatte, weckte Misstrauen.

Während dieser Untersuchung fand die Befragung statt. Wen kennen Sie in Israel? Bei wem werden Sie wohnen? Für wen werden Sie arbeiten? Worin besteht Ihre Aufgabe? Der Soldat sah mir in die Augen. Weshalb ich nach Israel gekommen bin und weshalb ich nicht schon früher gekommen bin und weshalb nicht für immer. Die Soldatin durchsuchte mit ihren langen rot lackierten Nägeln meine Arabisch-Wörterbücher, auch ihr Ton wurde zunehmend aggressiv. Weshalb ich in arabische Länder gereist bin und was ich über den Nahostkonflikt wisse.

»Sprechen Sie Arabisch?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Ich habe es studiert.«

»Sprechen Sie Hebräisch?«

»Nein.«

»Haben Sie einen Freund?«

»Ja. Nein. Ich meine nein.«

»Ist er Araber, Ägypter oder Palästinenser?«

»Nein.«

»Was denn dann?«

»Tot.«

Sie schauten einander irritiert an.

»Wann ist er verstorben?«, fragte die junge Frau schüchtern.

»Vor kurzem.«

»Das tut mir leid«, sagte die Soldatin und zeigte ein kleines Lächeln.

»Woran ist er gestorben?«, fragte der Soldat.

»An einer Lungenembolie.«

»War er Araber, Ägypter oder Palästinenser?«

Als ich noch überlegte, ob mir diese Frage eben tatsächlich gestellt wurde, hörten wir die Durchsage: »Do not be alarmed by gunshots because the Israeli security needs to blow up suspicious passanger luggage.«

Mehrere Schüsse folgten. Das Walkie-Talkie des Glatzkopfs klingelte, er sprach schnell und aufgeregt hinein. Die Soldaten schlossen meinen Koffer. Sie entschuldigten sich für die Untersuchung, sagten, sie sei wegen der Sicherheits-situation nötig gewesen, und wünschten mir viel Vergnügen im Heiligen Land. Der Soldat wollte mich überreden, nach Eilat zu fahren, dort käme er her und kenne jeden Stein. Seine Kollegin unterbrach ihn und erzählte von kleinen Wasserfällen rund um Jerusalem. Sie schrieb mir die Busverbindungen vom Zentralen Busbahnhof auf, als ein besorgter Offizier auf uns zurannte.

Er stellte sich vor, gab mir die Hand und entschuldigte sich ausgesprochen höflich dafür, dass mein Computer soeben gesprengt worden war. Dann führte er mich in einen anderen Raum, wo die Überreste bereits auf einem Tisch aufgebahrt waren. Mein Computer war allerdings nicht wirklich in die Luft gesprengt worden: Das weiße Gehäuse war von drei Einschusslöchern zerstört. Der Offizier kaute Kaugummi.

»Wieso haben Sie meinen Computer erschossen?«, fragte ich ungläubig.

»Wir dachten, es wäre eine Bombe. Das ist ein normales Vorgehen bei einem vermuteten terroristischen Anschlag.« Er sprach langsam, wie zu einem Kind, dem das Offensichtliche erklärt werden muss.

»Wie soll ich nun arbeiten?«

»Der Staat Israel wird Ihnen einen anderen Computer zur Verfügung stellen.«

»Wann?«

»Bald.«

Meine Cousine kam etwa vierzig Minuten später, fiel mir um den Hals und war wunderschön. Mein Anruf hatte sie direkt aus dem Bett ihres neuen Regisseurs geholt, wie sie mir augenblicklich berichtete. Hannah war eine Nichte meiner Mutter. Allerdings waren wir eine weitverzweigte Familie mit unklaren Verwandtschaftsgraden, und Mutter konnte sich weder Namen noch Gesichter sonderlich gut merken. Also waren alle, die kein eigenes Geld verdienten, Nichten oder Neffen, die Rentner Onkeln und Tanten, und der Rest bestand aus Cousinen. Um sie besser auseinanderzuhalten, vergab Mutter ihren Verwandten insgeheim Nummern. Hannah war die Nichte # 5 und ihre Mutter die Cousine # 13, aber da war Mutter unschlüssig.

Ich kannte meine Verwandtschaft vor allem von Fotos, die uns regelmäßig geschickt wurden. Besonders traurig waren die Fotos von Familienfeiern – meine Tanten hatten noch ein bröckelndes Lächeln im Gesicht, ihre Männer aber gaben sich nicht mehr die Mühe und schauten niedergeschlagen in die Kamera. Auf den Tischen vor ihnen stand das aus der UdSSR mitgebrachte Geschirr. Hannah hinge-

gen war stets das auffallend hübsche Mädchen vor spektakulären Motiven: das Tote Meer, Jerusalem, der See Genezareth, die Wüste.

Hannah hatte ich nie richtig kennengelernt. Zuletzt hatten wir uns vor sieben Jahren gesehen, als ihre Eltern uns in Deutschland besuchten. Es war ein kurzer, unaufgegrerter Urlaub. Hannah war sechzehn, ich war zwölf, und sie hatte immer Kopfhörer auf. Ihre Eltern hatten damals ein Auto gemietet und fuhren die rheinischen Schlösser und vergessene Synagogen ab. Meine Mutter war fest entschlossen, ihnen zu beweisen, dass man in Deutschland als Jude leben konnte.

Nach Elischas Tod hatte Hannah angefangen, mich regelmäßig anzurufen. Abends, zwischen zehn und elf, nachdem meine Mutter gegangen war. Wir verstanden es, einander nicht zu nahe zu kommen, keine unangenehmen Fragen zu stellen oder ehrliche Antworten zu erwarten. Wir redeten nicht über Elischas Tod und auch nicht über Hannahs Tochter. Hannah erzählte von Israel, der Landschaft und dem Strand, von verschiedenen Wanderrouten im Norden, die sie mit mir ausprobieren und von den Clubs in Tel Aviv, die sie mir zeigen wollte. Sie sprach mit mir über ganz normale Dinge, an die ich nicht mehr dachte. Bald wusste ich um ihren Alltag, kannte die Namen und die Lebensgeschichten ihrer Bekannten, bis zu den Einheiten, in denen sie gedient hatten.

»Mach doch Alija«, sagte sie.

»Auf gar keinen Fall«, sagte ich. »Ich gebe doch nicht die deutsche Staatsbürgerschaft auf.«

»Okay, dann komm wenigstens für eine Weile. Es wird dir gefallen.«

Ein paar Monate später, auf dem Parkplatz des Ben-Gurion-Flughafens, schlug mir feuchtwarme Luft entgegen, ich fühlte mich wie in den Tropen. Plötzlich freute ich mich, hier zu sein. Ich freute mich auf die Arbeit und darüber, dass mein Leben vielleicht noch nicht ganz vorbei war.

Hannah ließ nicht vom Gaspedal ab. Hinter uns blinkten die roten und gelben Lichter des Flughafens.

»So habe ich dich mir nicht vorgestellt«, sagte Hannah und zündete sich eine Zigarette an. »Du siehst mir gar nicht ähnlich. Ich dachte, du würdest mir ähnlich sehen. Nein, ich habe es nicht gedacht, ich habe gehofft. Ich habe gehofft, du würdest mir ähnlich sehen.«

»Wir sind nur Cousinen.«

»Ja, aber du siehst gar nicht so aus.«

»Wie?«

»Jüdisch.«

»Findest du?«

Hannah nickte und sah wieder auf die Straße.

»Überhaupt nicht?«, fragte ich sie.

»Nein.«

Ich musterte mich heimlich im Rückspiegel.

»Wirklich nicht?«

»Tut mir leid.«

»Schon gut.«

»Habe ich dich getroffen?«

»Nein.« Ich lachte auf, laut und hysterisch.